Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 80 (2018)
Heft: 4

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rezensionen

Burgerbibliothek Bern (Hrsg.): Ernst Kreidolf. Bergzauber und Wurzelspuk.
(Passepartout. Schriftenreihe der Burgerbibliothek Bern, Bd. 9). Bern: Stämpfli 2017. 96 S.

Ernst Kreidolf (1863–1956) war gemäss Wikipedia (abgefragt am 1. Oktober 2018) ein «Schweizer Grafiker und Illustrator von Kinderbüchern». Diese Reduzierung auf den Kinderbuchautor ist bezeichnend für die verbreitete Sicht auf das Wirken des Malers Kreidolf. Nicht nur bezüglich seiner Ausbildung, auch im Blick auf sein Leben war er nämlich nicht bloss Grafiker, sondern ein bildender Künstler und Poet (die Texte seiner Kinderbücher stammen meist ebenfalls von ihm), der auf Augenhöhe mit den bekannten Grössen seiner Zeit verkehrte: etwa mit Hans Beat Wieland, Wilhelm Balmer, Cuno Amiet oder Albert Welti.

Der Verein Ernst Kreidolf, der im Buch von dessen Präsidentin Barbara Stark vorgestellt wird, kümmert sich um den reichen Nachlass des Malers. Dem Verein gehört ein grosser Sammlungsbestand, der bereits von Kreidolfs Hauptmäzen Emil Roniger (1883–1958) angelegt und immer wieder erweitert wurde. Die Burgerbibliothek verwaltet als Archiv den handschriftlichen Nachlass von Ernst Kreidolf, was den Anlass für die Aufnahme in die Reihe *Passepartout* gab.

Mehrere Ausstellungen der letzten Jahre in der Schweiz sowie 2012/13 auch in Japan versuchten, das Bild des «Kinderbuchillustrators» dahin gehend zu korrigieren, dass die Kunstgeschichte den Blick auf das gesamte Schaffen Kreidolfs richtet, um dem Maler gerecht zu werden. Diesem Ziel war auch die Ausstellung 2017 im Schloss Spiez verpflichtet: *Ernst Kreidolf und die Alpen* hiess deren Untertitel, der im kunsthistorischen Teil der Publikation aufgenommen wird.

Zunächst stellt jedoch ein umfangreicher Beitrag von Annelies Hüssy: *Ernst Kreidolf – Maler, Dichter, Malerpoet*, das Leben und Wirken des Künstlers anschaulich vor. Man kann etwa nachvollziehen, wie schwierig es für das Kind Ernst war, nach glücklichen ersten Jahren in der Familie bei seinem autoritären Grossvater aufzuwachsen, wie fordernd und hindernisreich sein Weg hin zu einem Auskommen als Künstler war, wie schwankend seine Gesundheit, wie überlebenswichtig seine Förderer und Freunde. In diesem biografischen Teil erfährt man auch viel über Kreidolf als Künstler. Neben den grossen Erfolgen seiner Bilderbücher (*Blumenmärchen* 1898, *Ein Wintermärchen* 1917) gab es auch in diesem Bereich (zeitweise) Misserfolge (*Fitzebutze* 1900), und es wird deutlich, wie sehr sich der Maler schon zu Lebzeiten darum bemühte, auch als solcher anerkannt zu werden.

Dieser Text ist so vielseitig, dass der zweite Hauptbeitrag von Sibylle Walther, der Kuratorin der Ausstellung in Spiez, in einigen Punkten als Wiederholung erscheint. Es

wäre informativer, wenn dieser Teil *Ernst Kreidolf und die Alpen* statt ebenfalls chronologisch durchgehend thematisch aufgebaut wäre. So fehlt streckenweise der direkte Bezug zwischen dem Beitragstitel, dem Text und dem künstlerischen Werk. Sehr gut ist aber der künstlerische Weg Kreidolfs zu seinen tiefsinnigen Blumenmärchen nachzuvollziehen.

Und es wird deutlich: Die Berge spielten im Leben des Künstlers eine grosse Rolle. So entdeckte er nach einer schweren Erkrankung 1889 in Partenkirchen seine künstlerische Bestimmung: seinen neuartigen, botanisch-künstlerischen und zugleich mystischen Zugang zu den Wundern der Natur. 1916 erlebte er in St. Moritz eine produktive Schaffensphase, 1918 im Berner Oberland.

Der qualitativ wie üblich hervorragend gestaltete Bildteil bestätigt, dass der Ruhm Kreidolfs als Buchgestalter trotz allem berechtigt ist: Noch heute erstaunen seine fundierten botanischen Kenntnisse der Blumen, die er zu belebten Wesen machte und in seinen immer noch lesenswerten Gedichten zuweilen lustig, manchmal unheimlich, nicht selten aber auch tieftraurig charakterisierte (z.B. in *Der Gartentraum* 1911).

Charlotte Gutscher, Bern

Däpp, Walter; Giger, Bernhard; Müller-Muralt, Jürg; Schori, Philipp: Tschäppät. Ein Name – 100 Jahre Bern.
Thun/Gwatt: Werd & Weber 2016. 320 S.

Amrein, Hans R.: Alec von Graffenried – Mein Bern. 77 Erlebnistipps des Stadtpräsidenten.
Thun/Gwatt: Werd & Weber 2018. 256 S.

Im gleichen Verlag sind nacheinander zwei Bücher erschienen, die drei Berner Stadtpräsidenten gewidmet sind: das eine den beiden legendären Tschäppäts, Vater Reynold (1917–1979) und Sohn Alexander (1952–2018), die 1966–1979 beziehungsweise 2005–2016 im Amt waren, das andere dem seit 2017 amtierenden Stadtoberhaupt Alec von Graffenried (geboren 1962). Alle drei hatten und haben nur ein Thema: die Stadt Bern, der sie privat, beruflich und als Politiker schicksalhaft verbunden sind. Alle drei waren und sind sie begnadete Propagandisten ihrer Stadt, die sie mit Goethe für die schönste halten. Von Graffenried sagt einfach: «Mein Bern», und der Name Tschäppät steht für nichts weniger als «100 Jahre Bern». Die Kontinuität im Amt zieht offenbar auch die Kontinuität im euphorischen Verhältnis zur eigenen Wirkungsstätte nach sich.

Formal und inhaltlich sind die beiden Bände einander wenig ähnlich: Während jener über von Graffenried als grossformatiger Bildband mit 200 meist farbigen Abbildungen daherkommt, präsentiert sich der Tschäppät-Band mit 196 Abbildungen (84 schwarzweiss, 112 farbig) zwar als ebenbürtig, ist aber nur etwa halb so gross und bietet dafür mehr Text. Alle Autoren (wie auch die Stadtpräsidenten alles Männer) schreiben für ein breiteres Publikum, stützen sich auf Fachwerke, weisen jedoch Quellen und Literatur nur pauschal oder gar nicht nach.

Der Hauptbeitrag über die Tschäppäts stammt vom Zürcher Politikwissenschaftler Philipp Schori. Er beginnt die Familiengeschichte mit Reynolds Vater Henri Tschäppät (1889–1975), der 1918 aus dem Berner Jura nach Bümpliz gezogen war und sich kurze Zeit in der Kommunistischen Partei engagiert hatte, worüber in der Familie später nie mehr gesprochen wurde. Nach dieser Vorgeschichte schildert er die private Entwicklung, den beruflichen Werdegang und die Ämterkarrieren von Reynold und Alexander chronologisch gegliedert in die Etappen Jusstudent, Jurist, Stadtrat, Gemeinderat, Nationalrat und Stadtpräsident, wobei der Sohn jeweils rund drei Jahrzehnte später getreu den Spuren des Vaters folgte. Kenntnisreich verbindet Schori Fakten und Daten aus dem Leben der beiden mit wichtigen bernischen, schweizerischen und internationalen Ereignissen sowie mit verbürgten Anekdoten zu einem spannend zu lesenden Stück Berner Stadtgeschichte.

Eine direkte Ergänzung dazu stellt das Kapitel des Berner Journalisten Bernhard Giger über die turbulente Stadtentwicklung Berns seit den 1950er-Jahren dar. Er spannt den Bogen von der Modernisierung der Stadt im Zeichen der Hochkonjunktur mit den Grosssiedlungen im Westen und im Osten über die Phasen der Stagnation und die politischen und sozialen Konsequenzen bis zum erneuten Aufbruch nach der Jahrtausendwende. Vater und Sohn Tschäppät, beide auch Planungsdirektoren, standen teilweise vor den gleichen Aufgaben, etwa der Wohnungsnot. Beide konnten aber auch Bauprojekte von überregionaler Bedeutung zu Ende bringen, zum Beispiel einen neuen Hauptbahnhof. Aber während der Vater die «neue» Stadt noch bauen konnte, musste der Sohn neue Wege der Weiterentwicklung finden.

Der Historiker Jürg Müller-Muralt geht in seinem Aufsatz basierend auf Gesprächen mit Zeitzeugen differenziert und amüsant zu lesen dem Phänomen Tschäppät nach: dort der allseits respektierte Stadtvater alter Schule, hier der gewiefte Politiker, der es durch seine «kumpelhaft-schlagfertige Präsenz» (S. 248) zum bekanntesten Stadtpräsidenten der Schweiz brachte. Die beiden verkörpern anschaulich den Wandel des politischen Stils. Ferner versucht Müller-Muralt, die «Magie des Namens» zu ergründen, die zu Dynastien und Politikerfamilien führen kann. Zwar gibt es in Demokratien keine Erbfolge bei politischen Ämtern mehr, aber dass Söhne oder Töchter in die Fuss-

stapfen ihrer Eltern treten, ist doch nicht so selten. Er listet über ein Dutzend Fälle auf, in denen ein bekannter Name hilfreich war, etwa bei Erich Fehr, der nach 21 Jahren seinem Vater Hermann im Amt des Stadtpräsidenten von Biel nachfolgte.

Zwei persönliche Texte leiten den Band ein. An das freundschaftliche Vorwort des ehemaligen Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Klaus Wowereit, schliesst die Hommage des Journalisten und Autors Walter Däpp an, der Alexander Tschäppät würdigt als Mensch und Politiker mit all seinen Stärken und Schwächen, seiner Volksnähe, seinem Humor, seiner direkten Art, aber auch seiner Feinfühligkeit und Verletzlichkeit. Er endet mit einem Ausblick in die Zeit nach dem Stadtpräsidium, für Tschäppät eine Zeit der Ungewissheit und eine eher beklemmende Vorstellung; «ich hoffe, in Würde älter zu werden – und dann zu gehen» (S. 30), sagte er. (Seither wissen wir: Schon wenige Monate nach dem Rücktritt brach die Krankheit aus, an der Alexander Tschäppät im Mai 2018 verstarb.)

«Er verkörperte die Stadt Bern», schreibt Walter Däpp über Alexander Tschäppät (S. 26). Nur eine Woche vor seinem Tod erschien das zweite hier zu besprechende Buch. Alec von Graffenried übernahm mit dem Stadtpräsidentenamt nahtlos auch die Aufgabe, oberster Vermarkter der Stadt Bern zu sein. Hier aufgewachsen als Angehöriger eines alten Patriziergeschlechts, dürfte ihm die Identifikation mit Bern nicht schwergefallen sein. Offenbar ging die Idee zu vorliegendem Buch vom Verlag aus, der Anstoss, «zusammen durch Bern zu streifen und dabei Erinnerungen aufzuwärmen, Geschichten nachzuspüren, Verstecke zu entdecken» (Alec von Graffenried in der Einleitung, S. 5). Die «77 Erlebnistipps des Stadtpräsidenten» bestehen aus meistens zwei bis drei, maximal sechs Seiten langen Beiträgen, die immer gleich aufgebaut sind: Am Anfang steht eine kurze Einführung, in der von Graffenried meistens seinen persönlichen Bezug nennt und mitunter auch Privates preisgibt; danach erörtert der Luzerner Publizist und Journalist Hans R. Amrein den jeweiligen Hintergrund. Alles ist mit häufig ganz- oder gar doppelseitigen Abbildungen illustriert, wobei auf rund 70 Fotos der Stadtpräsident selbst erscheint – Repräsentationspflichten sind ihm offenbar nicht zuwider. Den Band beschliessen seine «Visionen für Bern», die er 2017 an der Berner Fachhochschule vorgetragen hat, ferner Stadtpläne und die 77 Adressen. Was die Herkunft der verwendeten Unterlagen betrifft, so ergeben Stichproben die Vermutung, dass viele Texte aus Wikipedia oder von anderen Internetseiten ohne weiteren Nachweis wortwörtlich übernommen worden sind …

Die Tipps werden in die Themenbereiche Geschichte, Kultur und Kunst, Bauen und Architektur, Sport und Freizeit sowie besondere Treffpunkte gegliedert; im letzten Drittel wirkt das Buch wie ein Gastro- und Shoppingführer, wobei sich traditionelle und neue Betriebe die Waage halten. Die Auswahl der Lieblingsorte sei völlig zufällig

(Einleitung, S. 5); das stimmt insofern, als noch weitere Orte hätten aufgenommen werden können. Immerhin kommen ausser Zytglogge und Rosengarten die meisten touristischen Hotspots vor. Ferner sind die Stationen von Alec von Graffenrieds bisheriger Biografie (u.a. Bremgartenwald, Gymnasium Neufeld, Universität, Amthaus, Bundeshaus, Erlacherhof) und die Stätten seiner Aushilfsjobs (Migros-Filiale Zähringer, Restaurant Zimmermania, Radio ExtraBE) alle beschrieben, auch wenn sie für Aussenstehende nicht unbedingt «besondere Treffpunkte» sein dürften. Was von Graffenried schön zeigt: Nicht nur das alte Bern ist sehenswert, in den letzten Jahren ist einiges neu entstanden, was Bern eine moderne Urbanität und eine spannende Zukunftsperspektive verleiht. Insofern ist «Mein Bern» ein vielversprechendes Regierungsprogramm des neuen Stadtpräsidenten.

Emil Erne, Bern

De Weck, Hervé; Roten, Bernard: Jura et Jura bernois pendant la Première Guerre mondiale.
Delémont: Editions D+P SA 2017. 375 S.

Der Kanton Bern grenzte von 1871 bis 1918 sowohl an Frankreich als auch an Deutschland. Bei Beurnevésin ist der Dreiländerstein noch zu sehen, die *Borne des trois Puissances*. Gut fünf Kilometer östlich liegt Le Largin, Gemeinde Bonfol. Von hier zog sich, nach einer ephemeren französischen Offensive in den ersten Kriegstagen, die Front bis 1918 bis zum Meer. Kein Wunder, räumen Hervé de Weck und Bernard Roten in ihrer dem Berner Jura samt dem Laufental gewidmeten Monografie dem Militärischen viel Platz ein. In 15 Kapiteln von der Analyse der Bedrohung bis zu Krieg und Kultur präsentiert das Werk den Berner Jura mehr thematisch als chronologisch. Zahlreiche kleine Skizzen geben der Arbeit Charakter: Das Handwerk des französischen Nachrichtendienstes von seiner *Académie de Réchésy* aus, der Zentrale an der Schweizer Grenze, wird ebenso zum Leben erweckt wie die Bundesfeier von 1916 des schweizerischen Postens von Le Largin mit Applaus für die Militärmusik sowohl aus den französischen als auch aus den deutschen Schützengräben. General Ulrich Wille besuchte Laufen. Schweizer und Franzosen sprachen sich ab für den Fall eines deutschen Angriffs. In allem ist die Durchdringung des Themas durch die beiden Autoren, von denen der eine in Porrentruy, der andere in Laufen verwurzelt ist, zu spüren.

Von besonderem Wert sind die Passagen über die verschiedenen Aspekte des Wirtschaftslebens im Berner Jura der Kriegszeit. Dass Munitionskönig Jules Bloch aus La Chaux-de-Fonds – vollkommen legal – Zünder für Frankreich auch in Moutier,

Delémont und Biel fabrizieren liess, war durchaus zeittypisch. Dass er im Verlaufe des Kriegs nicht ärmer wurde, liegt auf der Hand, und dass Leute, die damals reicher wurden, ins Visier der öffentlichen Meinung gerieten, ebenfalls. Möglicherweise auch zeittypisch war, dass er als «juif et maître de loge maçonnique» (S. 259) von der Justiz härter angefasst wurde als andere. Jules Bloch hatte tatsächlich einem Beamten Geld gespendet (siehe zum Beispiel *Le Nouvelliste Valaisan*, 23. Januar 1919), und auf Bestechung scharf zu reagieren, war Schweizer Brauch. Die eigentliche Persönlichkeitszerstörung des tüchtigen, frankreichfreundlichen Industriellen Bloch geschah aber nicht ohne aktives Zutun der deutschen Gesandtschaft in Bern. Es war halt Krieg. Und Krieg bedeutete noch ganz andere Angriffe auf die Produktionskapazitäten des Neutralen, etwa die Luftangriffe auf die für Frankreich arbeitende Fabrik Theurillat & Cie. in Porrentruy 1917 und 1918. Dabei scheint es sich im ersten Fall um einen – irrtümlichen – französischen Luftangriff gehandelt zu haben, im zweiten Fall um einen deutschen. «Scheint», denn der Nebel des Kriegs – auch das machen de Weck und Roten vollkommen klar – bleibt trotz aller Bemühungen selbst im Land des Neutralen hängen.

Eine besondere Stärke ist die differenzierte Herausarbeitung von Wahrnehmungen. Ein Beispiel: Franz Baumgartner, Redaktor der konservativen *Nordschweiz* in Laufen, regte sich einerseits 1915 über Kritik aus der Deutschschweiz auf, die nicht nur den Laufentalern vorwarf, die 100 Jahre der Zugehörigkeit des Juras zum Kanton Bern nicht gebührend gefeiert zu haben. Die Laufentaler seien gute Schweizer und hätten es bewiesen. Als in Lausanne 1916 die herausgehängte Flagge des deutschen Konsulats heruntergerissen wurde und sich an den Kommentaren der harte Gegensatz zwischen Romandie und Deutschschweiz offenbarte, missbilligte Baumgartner die übertriebene Kritik an der deutschsprachigen Schweiz durch die welsche Presse. Das trug ihm in Delémont den Ruf ein, deutschfreundlich zu sein, was freilich keineswegs verhinderte, dass die deutschen Amtsstellen im Elsass die *Nordschweiz* verboten … Würde Baumgartner die Feder noch führen, man hätte Lust, auf die Artikel eines so unabhängigen Geistes abonniert zu sein.

Was seine sich selbst gestellte Aufgabe betrifft, den Berner Jura während des Ersten Weltkriegs darzustellen, lässt das Buch keine Wünsche offen. Dort, wo die Schweizergeschichte *generell* berührt wird, sind allerdings einzelne, dem heutigen Zeitgeist geschuldete, kleinere Schwächen auszumachen. So würde eine – tatsächlich und mit herben Worten geübte[1] – Kritik an der These vom angeblichen Einfluss der Sowjets auf den Weg der Schweizer Linken zum Generalstreik von 1918 und die Behauptung von Fälschungen fast schon voraussetzen, dass die Autoren die beiden *echten* Leninbriefe vom 14. August und vom 18. Oktober 1918 an den Chef der Sowjetdiplomatie in Bern, Jan Antonovic Berzin, wenigstens zur Kenntnis genommen hätten. Richard Pipes hat sie in

den russischen Archiven gesichtet und 1996 publiziert.[2] Doch wie gesagt: Die wenigen und unerheblichen Schwächen des Buches betreffen keineswegs seinen Kerngehalt. Dieser ist vielmehr ein dichtes, glaubwürdiges Gesamtporträt des Berner Juras von 1914 bis 1918 und gehört so sehr zur Berner Geschichte wie das Denkmal zum Gedächtnis an die Grippetoten von Lajoux zum Jura gehört. Unter den Namen finden sich dort Charles von Graffenried aus Bern, Hermann Moser aus Biglen, Hans Bühlmann von Beatenberg und Hans Gottlieb Schläppi von der Lenk. An sie und an ihre ganze Generation erinnern Hervé de Weck und Bernard Roten in ihrem gediegenen Band, der auf absehbare Zeit bleiben dürfte, als was er konzipiert ist, das Standardwerk zum Thema.

Jürg Stüssi-Lauterburg, Windisch

1 «On déplore que Martin Nicoulin [...] reste scotché [...] à la version véhiculée par ce faux», 307.

2 Pipes, Richard (Hrsg.): The Unknown Lenin. From the Secret Archive. New Haven and London 1996, 53, 59, 60.

Halter, Martin: Farbglaswelten. Ein aussergewöhnliches Kunsthandwerk.

Hrsg. von Mirjam Fischer und Jürg Halter. Bern: Haupt 2016. 152 S.

Im Jahr 2016 feierte das Berner Glasmalereiatelier Halter sein 100-jähriges Bestehen. Martin Halter und sein Autorenteam nahmen das Jubiläum zum Anlass, diese wunderbare Publikation in Zusammenarbeit mit dem Berner Verlagshaus Haupt herauszugeben. Hält man das Buch zum ersten Mal in den Händen, fällt einem gleich der feine Halbleineneinband auf. Etwas gewöhnungsbedürftig ist das Kleinformat, angesichts dieses faszinierenden Kunsthandwerks hätte das Format auch grösser ausfallen dürfen. Eine kurze Einführung von Mirjam Fischer und Jürg Halter leitet zum Hauptteil über, der die Geschichte des traditionsreichen Familienunternehmens auf interessante Weise beleuchtet. Die Glasmalereiwerkstatt wird heute von Martin Halter in dritter Generation weitergeführt. Bereits sein Grossvater Louis Halter (1886–1956) und später sein Vater Eugen Halter (1920–1981) betrieben am Klösterlistutz 10 dieses einzigartige Kunsthandwerk. In enger Zusammenarbeit mit Künstlern wie Albin Schweri (1885–1946), Ernst Linck (1874–1935), Rudolf Münger (1862–1929), Leo Steck (1883–1960), Louis Moilliet (1880–1962), Paul Zehnder (1884–1973) und Max Brunner (1910–2007) führte das Atelier Halter etliche Aufträge für Kirchenfenster aus. In einem persönlichen Gespräch mit dem Autor Mathias Morgenthaler erinnert sich Martin Halter an die Arbeitsweise und die Werke seines Grossvaters und seines Vaters. Hier-

bei gibt er einen ganz persönlichen Einblick in die Familiengeschichte und reflektiert in diesem Zusammenhang sein eigenes heutiges Schaffen. Im darauffolgenden Abbildungsteil wird die Einzigartigkeit der von Martin Halter erschaffenen «Farbglaswelten» aufgezeigt. Während sein Grossvater und sein Vater heraldische oder sakrale Darstellungen meist in runde, rechteckige oder nach architektonischen Vorgaben vorbestimmte Formate einpassten, begann Martin Halter bei seinen freien Arbeiten diese Begrenzungen komplett aufzubrechen. Werke wie *Spielerin* (1987), *Paradiesvogel* (1996/97), *3 Fische* (2007) sprengen im wahrsten Sinne des Wortes den Rahmen: Menschliche Bewegungen, eingerollte Vogelfedern oder das turbulente Wellenspiel mit drei schwimmenden Fischen greifen mittels ihrer freien Umrissrahmung in die Fläche. Nicht unerwähnt dürfen die herausragenden Aufnahmen der beiden Fotografen David Aebi und Max Reitmeier bleiben. Den Fotografen ist es auf äusserst sorgfältige Weise gelungen, Halters Glasmalereien im entsprechenden Licht subtil einzufangen. Die Monografie findet ihren Abschluss in einem ausführlichen Anhang zu handwerksspezifischen Aspekten, beispielsweise der Restauration und der Erhaltung von historischen Farbglasscheiben. Besondere Erwähnung verdient dabei das Kapitel zur Verarbeitungstechnik am Beispiel einer Allianz-Wappenscheibe. Hier werden die einzelnen Arbeitsschritte vom ersten Entwurf bis zum fertigen Werk mittels einer umfangreichen Fotodokumentation anschaulich aufgezeigt. Dieser Teil führt uns vor Augen, wie komplex und aufwendig sich der Beruf des Glasmalers gestaltet. Mit der Herausgabe dieser Publikation und der Übergabe des Ateliernachlasses an zwei schweizerische Museen und die Burgerbibliothek Bern hat Martin Halter wohlweislich vorgesorgt, dass das fragile Erbe dieses für Bern historisch bedeutungsvollen Familienunternehmens sicher aufgehoben ist.

Christoph Messerli, Bern

Hartmann, Alfred: Meister Putsch und seine Gesellen.
Ein helvetischer Roman in sechs Büchern.
Hrsg. und mit einem Nachwort von Patricia Zihlmann-Märki und Christian von Zimmermann in Zusammenarbeit mit Eveline Wermelinger.
(Schweizer Texte. Neue Folge, Bd. 48). Zürich: Chronos 2017. 409 S.

Der 1858 erschienene Roman des Solothurner Schriftstellers und Herausgebers der satirischen Zeitschrift *Postheiri*, Alfred Hartmann, erzählt die Geschichte von Fritz Waldmann, Pächtersohn auf einem patrizischen Gutsbetrieb, der während seines Rechtsstudiums an der Berner Hochschule zum Radikalen wird und sich im Umkreis der jungen Rechtsschule Wilhelm Snells und der Berner Radikalen um Stämpfli bewegt. Sein Vater, der Schlosspächter, steht im Dienste eines Berner Patriziers, des Junkers

von Matstetten. Die Handlung, welche die Zeit von 1840 (eidgenössisches Schützenfest in Solothurn) bis 1857 (Neuenburger Handel) umfasst, entwickelt sich sowohl auf einer politischen wie privaten und sentimentalen Ebene. Der politische Handlungsstrang wird eingeleitet durch das Schützenfest in Solothurn, eine Bühne für eidgenössische Berühmtheiten, die auch Hartmanns Roman bevölkern; er setzt sich fort mit dem Aargauer Klostersturm, dem konservativen Umsturz in Luzern mit der Jesuitenberufung, dem zweiten Freischarenzug, dem Sonderbundskrieg und der Bundesstaatsgründung und einer kurzen Coda zur Grenzbesetzung während des Neuenburger Handels. Die Exposition mit dem Solothurner Schützenfest markiert dabei den Traum einer nationalen Versöhnung, der, durch radikale Heisssporne und deutsche Emigranten immer wieder gestört, schliesslich mit der Bundesverfassung und der Abwehr des äusseren Feindes im Neuenburger Handel realisiert wird. Diese Versöhnungsperspektive, die dem Roman seinen Fluchtpunkt gibt, taucht im Handlungsablauf in verschiedenen Motiven immer wieder auf, etwa in der dreimaligen Begegnung des Romanhelden Fritz Waldmann mit einer katholischen Freiämter Familie.

Verknüpft wird diese politische Geschichte mit einer Familien- und Liebesgeschichte. Der Romanheld steht nämlich nicht nur zwischen Schweizer Radikalen und deutschen Emigranten einerseits, Konservativen und Reaktionären andererseits, sondern auch zwischen drei Frauen, der emanzipierten deutschen Demokratin Franziska, dem Schlossfräulein Mathilde und Bäbeli, der Tochter des Schlosspächters, die zunächst seine eigene Schwester zu sein scheint. Wie er sich im Politischen gegen die Radikalen und für die Versöhnungspartei um Dufour und Ochsenbein entscheidet, so entscheidet er sich in der Liebe gegen die revolutionäre Franziska und nach einigen weiteren Irrungen und Wirrungen am Ende für Bäbeli, das Kind des Volkes. Das wird allerdings erst in dem Moment möglich, als sich eine weitere Verwicklung gelöst hat. Nach dem Tod des Erben von Matstetten, der im Sonderbundskrieg auf der Flucht von einer Kanonenkugel ereilt worden war, stellt sich nämlich heraus, dass die gleichaltrigen Söhne des Schlossherrn und seines Pächters in der Wiege ausgetauscht worden waren. Fritz Waldmann ist also Herr von Matstetten, und Theophil, der vermeintliche Stammhalter, war der Sohn des Pächters und der Bruder von Bäbeli. Dieses etwas aufgesetzt wirkende Demetrius-Motiv gibt der Versöhnungsthematik eine weitere Wendung. Zunächst bewirkt die Enthüllung, dass der radikale Anwalt als Aristokratensohn von den Radikalen fallen gelassen wird, sein Grossratsmandat verliert und für die neue Nationalratsliste gar nicht aufgestellt wird. Erst seine Bewährung als Landwirt und eine äussere Bedrohung der Schweiz im Neuenburger Handel machen aus dem Paria im demokratischen Staat wieder den respektierten Bürger, der in den Nationalratswahlen im gleichen Jahr «als einer der ersten – aus der Wahlurne hervor[kam]» (S. 302).

Hartmanns Roman hat, wie die Herausgeber anhand der Rezensionen belegen, bei seinen Zeitgenossen relativ wenig Widerhall gefunden, in der Schweizer Öffentlichkeit noch weniger als in der deutschen. Aber weshalb soll der Roman den heutigen Leser interessieren, den literarisch ebenso wie den geschichtlich interessierten? Die Herausgeber stiessen auf ihn im Kontext ihrer Edition von Jeremias Gotthelfs Handwerkerroman *Jakob, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz* von 1846/47. Ihr Interesse am Roman ist sowohl literarästhetisch wie historiografisch begründet, denn zum einen sehen sie Hartmanns Roman in der Nachfolge von Gotthelfs Zeitromanen, zum andern bezieht sich Gotthelfs Handwerkerroman bis zu den Freischarenzügen und dem Beginn des Berner «Freischarenregiments» auf dieselben historischen Ereignisse. Beide Bezüge mögen allerdings in dieser Form nicht recht zu überzeugen.

Zum einen lässt sich kaum belegen, dass sich Hartmann Gotthelfs Zeitromane zum Vorbild genommen hat. Die beiden Romane differieren sowohl thematisch wie in der Form beträchtlich. Während Hartmanns Roman eigentlich ein Geschichtspanorama ist, steht Gotthelfs *Jakob* in der Tradition des Bildungsromans.

Zum andern ist der historische Bezug der beiden Romane ganz anderer Art. Dass Hartmanns Roman weiter ausgreift und über ein Jahrzehnt mehr umfasst als der Roman Gotthelfs, ist zwar ein recht banales Faktum, entscheidend daran ist allerdings die unterschiedliche literarische Herangehensweise. Während Gotthelf einen Handwerkerroman in der Zeit zwischen Zürichputsch und radikaler Machtübernahme in Bern schreibt, verfasst Hartmann einen historischen Roman über Meister Putsch und dessen Verabschiedung (vgl. S. 300) durch das Versöhnungswerk des Bundesstaats. Nicht Waldmann ist das eigentliche Thema, sondern die Geschichte der modernen Schweiz von 1840 bis 1857. Dabei unterscheidet sich Hartmanns Roman von den Zeitromanen Gotthelfs auch hinsichtlich des historischen Standpunkts. Während Gotthelf ganz von einem christlich-republikanischen und bernerischen Standpunkt aus denkt und in den Parteigängern des Bundesstaats prinzipiell schamlose Demagogen und Despoten sieht, sucht Hartmann als Partisan des Bundesstaats einen nationalen Standpunkt über den Parteien. Dabei vertritt er die These, dass der Bundesstaat nicht das Werk der radikalen Putschisten und der deutschen Emigranten, sondern ganz und gar das der schweizerischen Liberalen war. Er steht damit am Anfang einer schweizerischen Historiografie des Bundesstaats, die bis ins 20. Jahrhundert fortwirkt.

Die Frage bleibt, warum dieser Roman in der schweizerischen Publizistik kaum auf Widerhall stiess und in der Öffentlichkeit so schnell vergessen ging. Die Antwort der Herausgeber auf die erste Teilfrage, dies sei «möglicherweise symptomatisch für die Presseentwicklung in der Jahrhundertmitte» (S. 312), hat etwas für sich, denn auch das Werk von Jeremias Gotthelf hat seine Fortüne zunächst in Deutschland gemacht und

wurde erst dann «eingeschweizert», als Freisinnige und Katholisch-Konservative sich anzunähern begannen und Gotthelfs Werk als ideologischer Kitt des neuen Bauern- und Bürgerblocks nützlich schien. Die Hypothese muss also ergänzt werden, indem man die Entwicklung der ideologischen Verhältnisse einbezieht. Hartmann, der zwar einen schweizerischen Versöhnungsstandpunkt historiografisch und ideologisch einleitet, zielt dabei immer noch auf das Versöhnungswerk der Verfassung, vertritt also eine Art Verfassungspatriotismus, der mit Verfassungsfeiern zu fördern sei. Die späteren Liberalen, die unter der Bedrohung von links ihren Frieden mit den Katholisch-Konservativen machten, setzten nicht mehr auf die symbolische Kraft der Verfassung, sondern auf das Rütli, sie feierten nicht mehr den 12. September, sondern erfanden den 1. August. Nachdem Meister Putsch und seine Gesellen die Werkstätte geräumt hatten, war die Versöhnungsvision Hartmanns schlicht nicht mehr aktuell.

Neben einem Nachwort über Quellenbezug, Kontext, Aufnahme und Wertung sowie historischen Rahmen bietet der editorische Anhang eine nützliche Übersichtstabelle über die im Roman behandelten historischen Ereignisse, in dem allerdings der Neuenburger Handel als Zielpunkt der Handlung vergessen ging, und ein Personenlexikon der *Dramatis Personae*. Dieses Personenverzeichnis, das nicht nur eine Kurzbiografie liefert, sondern die Person auch in Werk und geschichtlicher Deutung kontextualisiert, übernimmt im gewissen Sinn Kommentarfunktion. Nicht einsichtig ist allerdings, weshalb dieser Kommentar auf die handelnden Personen beschränkt wird, wenn man schon im Nachwort betont, es handle sich eben nicht um einen Schlüsselroman. Die Ausgabe beruht auf der bislang einzigen vollständigen Druckausgabe von 1858, notiert aber auch die Differenzen zum Vorabdruck einiger Kapitel, die 1857 im *Bund* erschienen. Sie stellt nicht den Anspruch, eine kritische Ausgabe zu sein, lässt variante Schreibweisen stehen, emendiert aber Druckfehler der Erstausgabe. Hier tut sie allerdings des Guten zu viel. Fliegenköpfe (auf dem Kopf stehende Buchstaben) hätten auch stillschweigend korrigiert und lediglich als Korrekturprinzip erwähnt werden können. Auch die Anführungszeichen, die nach einer Druckerkonvention des 18. und 19. Jahrhunderts in der Erstausgabe zu Beginn jedes Abschnitts *pro memoria* wiederholt werden, sind nicht stillschweigend getilgt, wie der editorische Bericht sagt, sondern werden minutiös als Emendationen im Fussnotenapparat aufgeführt. Das Inhaltsverzeichnis listet detailliert alle Teile des Herausgeberkommentars bis zum Literaturverzeichnis für das Nachwort auf, vergisst aber die Kapitel des Romans selbst. Das ist schade, denn diese haben, ähnlich wie die Kapitelüberschriften bei Gotthelf, bedeutungstragende Funktion und wären für den Leser eine nützliche Orientierungshilfe.

In einem Aufsatz, den die Herausgeber in ihrem Literaturverzeichnis nicht erwähnen, hat Rémy Charbon angemerkt, wenn man die Reaktion der Schweizer Intellek-

tuellen auf 1848 studieren wolle, müsse man die Zeitungen jener Zeit durchgehen; er hat angefügt, auch die Schriftsteller, die bekannten wie Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf ebenso wie die vergessenen wie Adrian von Arx und Alois Bruhin, seien dabei zu berücksichtigen. Verdienst dieser Edition ist es, diesem Studium eine weitere Quelle erschlossen zu haben.

Ruedi Graf, Allschwil

Küffer, Peter: Die Stadtkirche Thun.
(Schweizerischer Kunstführer, Nr. 1007). Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte 2017. 40 S.

Der markante mittelalterliche Turm und das grosszügige barocke Schiff der Stadtkirche Thun prägen den südöstlichen, dem See zugewandten Teil des Schlossbergs. Ungefähr zeitgleich mit dem Umbau des benachbarten Schlosses wurde 2014/15 auch die Stadtkirche mit dem dazugehörenden Unterweisungshaus behutsam renoviert und das umgebende Parkareal, der ehemalige Friedhof, neu gestaltet. Dies war wohl Anlass für die beiden Herausgeber, die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK) und die zuständige Kirchgemeinde, Peter Küffer, den Autor des 2005 erschienenen Kunstführers über die Stadtkirche Thun, zu bitten, diesen zu überarbeiten, zu ergänzen und neu zu bebildern. Herausgekommen ist ein lesefreundlich verfasster, sorgfältig gestalteter und reich bebilderter Führer in gewohnter GSK-Qualität.

Peter Küffer, ehemaliger Thuner Burgerarchivar, präsentiert kundig und anschaulich zunächst in bewährter Reihenfolge die Geschichte und Baugeschichte von Stadt und Kirche, es folgen ein Gang durch und rund um die Kirche und die neu hinzugekommene Beschreibung der Nebengebäude und des Areals. Das Literaturverzeichnis im Anhang beweist eindrücklich, dass die gesamte relevante Forschung in den angenehm lesbaren Text eingeflossen ist.

Die Besonderheiten der Thuner Stadtkirche sind zweierlei. Einerseits bildet sie auf dem Schlossberg den geistlichen Teil des mittelalterlichen Herrschaftsensembles – mit dem Schloss als weltlichem Teil –, was sich unter anderem darin äussert, dass ihre Friedhofsmauer Teil der ehemaligen Befestigung war. Andererseits ist die Kombination aus dem 53 Meter hohen mittelalterlichen Frontturm und dem entsprechend gross dimensionierten barocken Kirchenraum einmalig. Wie andere (Thunersee-)Kirchen auch wurde die Thuner Stadtkirche zunächst nach der Reformation unter möglichst maximaler Beibehaltung der vorhandenen spätgotischen Bausubstanz von einem Liturgieraum für die katholische Messe zu einem für den Predigtgottesdienst umgestaltet. Doch 1737 war der Altbau so marode, dass man ihn komplett abbrach und in nur sechs

Monaten nach Plänen von Johann Paul Nader den barocken Saal unter dem mächtigen Dachstuhl errichtete. Die Doppelseite in der Mitte des neuen Führers präsentiert mit einer Innenaufnahme den gegenwärtigen Zustand des neu renovierten barocken Saals eindrücklich.

Wie bei den GSK-Führern gewohnt und geschätzt, ist der Bildteil so gestaltet und positioniert, dass er den Text wie selbstverständlich illustriert. Die Qualität der Fotografien und die Sorgfalt der Gestaltung erfreuen das Auge gerade bei den kleinen Formaten oder detailreichen Abbildungen. Kluge Details, etwa der Ausklapper auf der Umschlagrückseite, helfen, die dort zusammengestellten Pläne, Ansichten und Grundrisse während der Lektüre schnell zu finden. Die praktische Synthese von Bild, Text und Inhalt hat auch der zuständige GSK-Redaktor Markus Schneider zu verantworten, dem der Autor – neben anderen – ausdrücklich für die angenehme Zusammenarbeit dankt.

Mit diesem GSK-Führer kann sich der interessierte Leser rasch auf einen Besuch der Stadtkirche Thun vorbereiten, vor Ort führt er kundig durch das Gesamtensemble, erhellt dazu Details, und er beantwortet auch noch manche Frage, die sich erst im Nachhinein ergibt.

Barbara Seidel, Bern

Locher, Stefan; Pauli, Ruedi (Red.): 150 Jahre Weissenheim Bern 1868–2018.
Wabern: Rub Media 2018. 63 S.

Das am südlichen Stadtrand von Bern gelegene Weissenheim gehört zu den ältesten Institutionen für Kinder und Jugendliche mit Behinderung in der Schweiz. Anlässlich des 150-Jahr-Jubiläums erschien eine Festbroschüre, deren Heftseiten ähnlich bunt sind wie die Häuserfassaden des heutigen Weissenheims. Stefan Locher, der aktuelle Vorsteher, hat die Geschichte der sozial- und heilpädagogischen Institution zusammengetragen und die meisten Texte verfasst. Weitere Beiträge stammen von Vorstandsmitgliedern des Vereins Weissenheim sowie von ehemaligen Heimleitern. Es wird also vor allem eine Innensicht wiedergegeben.

Eingangs werden «die wichtigsten Ereignisse aus 150 Jahren» skizziert. Der chronologische kurze Überblick erwähnt vorwiegend bauliche Veränderungen und Entwicklungen, die weiter hinten anhand von Karten- und Bildmaterial noch näher aufgezeigt werden. Es folgen Textauszüge aus verschiedenen Quellen, die einen spannenden Einblick in die ersten Jahrzehnte des Heims geben. Anstaltsgründer Jakob Constantin Appenzeller, Pfarrer an der Heiliggeistkirche und Bernburger, nutzte seine persönlichen

Netzwerke: Um die Weihnachtszeit 1867 veröffentlichte er im *Intelligenzblatt für die Stadt Bern* einen Spendenaufruf für die Schaffung «einer Erziehungs- und Pflegeanstalt für geistesschwache, blöde Kinder armer Eltern». Solche Kinder benötigten besondere Aufmerksamkeit, «was arme Leute gewöhnlich ausser Stande sind zu thun», schrieb Appenzeller. Im Frühling 1868 bezogen die ersten drei Mädchen zusammen mit der Anstaltsleiterin den Herrenstock des Gutes von Wattenwyl-de Portes im Wylerquartier; Trägerin war die private Gesellschaft zur Pflege schwachsinniger Kinder. 1871 erfolgte der Umzug an den heutigen Standort. Erneut dank Spendengeldern hatte das Landgut Weissenheim an «herrlicher, gesunder Lage» erworben werden können. Anfänglich nahm das Heim lediglich Mädchen auf. Da die Nachfrage nach Betreuungsplätzen für bildungsschwache Kinder gross war, öffnete es seine Türen ab 1880 auch für Knaben. Es beherbergte um die 30 Zöglinge – eine Anzahl, die bis heute recht konstant geblieben ist. Eine überschaubare Gemeinschaft war den Verantwortlichen bereits Ende des 19. Jahrhunderts wichtig. Das «Kasernensystem» tauge nicht für «Schwachsinnige». Stattdessen hielt man am angeblich bewährten System der «Familienerziehung» fest. Dementsprechend wurden die Betreuerinnen bis in die 1970er-Jahre «Tanten» genannt. Die Koedukation wurde 1914 infolge «bedenklicher Erfahrungen mit dem Zweigeschlechter-System» aufgehoben. Seit 1973 nimmt das Weissenheim wieder Knaben auf. Neben dem schulischen Unterricht und der religiösen Erziehung war – ähnlich wie in anderen Institutionen – die Mithilfe der Zöglinge bei Haus-, Feld-, Stall- und Gartenarbeiten von grosser Bedeutung. Die meist aus armen Verhältnissen stammenden Kinder und Jugendlichen halfen durch ihre harte Arbeit, die Versorgungskosten zu tragen. Mit der Einführung der Invalidenversicherung 1960 erfolgte ein Paradigmenwechsel, der auch im Weissenheim grundlegende Reformen auslöste.

Hedwig D. war von 1947 bis 1958 im Weissenheim untergebracht. Die von Stefan Locher verfasste Lebensgeschichte des ehemaligen Heimmädchens berührt und weist auf die Abgründe der einstigen Schweizer Sozial- und Fürsorgepolitik hin. Die heute 77-jährige Frau erzählt von schönen Erlebnissen im Heim, berichtet aber auch von Repression: von Schlägen des Heimleiters, entwürdigenden Ritualen für Bettnässerinnen, Kollektivstrafen. Nach der Schulzeit im Heim schlug sie sich als Hilfsarbeiterin in verschiedenen Stellen durch. Behörden und Heimleitung betrachteten die Entwicklung mit Sorge, von «liederlichem Verhalten, drohender Verwahrlosung und Vagantentum» war die Rede. Als sie schwanger wurde und den Kindsvater heiraten wollte, verbot ihr Beistand die Ehe. Mit 21 Jahren brachte sie einen Sohn zur Welt – unmittelbar nach der Geburt wurde sie gegen ihren Willen sterilisiert.

Im letzten Teil finden sich unter anderem Porträts von Kindern und Jugendlichen, die aktuell im Weissenheim betreut werden. Die Zusammenarbeit mit den Eltern ist

heute zentral. Die familiären Beziehungen sollen nach Möglichkeit gestützt und nicht unterbunden werden.

Die Jubiläumsschrift bietet zahlreiche Informationen über die Entstehung und Entwicklung dieses «Pionierheims». Was jedoch weitgehend fehlt, sind eine kritische Beleuchtung und eine Kontextualisierung der Ereignisse. Bleibt zu hoffen, dass die «ganze» Geschichte des Weissenheims noch vor dem nächsten Jubiläum aufgearbeitet wird.

Katharina Moser, Bern

Marti, Markus: Das Astrolabium am Zeitglockenturm in Bern. Die Neuentdeckung eines Kulturgutes von europäischer Bedeutung.
Bern: Stämpfli 2017. 104 S.

Es waren zwei Neuentdeckungen, eine mechanische bei der Renovation des Uhrwerks und eine geistige bei der Restaurierung des Astrolabiums am Zytglogge, die Markus Marti nach intensiven Studien über Astrolabien zum Schluss führten, dass dem Berner Astrolabium eine Bedeutung von europäischem Rang zukomme. Niemand hat das vor dem umtriebigen «Zytrichter» so klar erfasst und entsprechend dokumentiert, und daher erlangt auch das Ergebnis seiner Recherchen eine wissenschaftliche Bedeutung.

Markus Marti gliedert sein *Astrolabium* in zwölf Kapitel, angefangen mit geschichtlichen Beiträgen, darunter den Quellenhinweisen. Der Hauptteil handelt vom Astrolabium als Messinstrument, von der stereografischen Projektion und deren Anwendung in der Astronomie sowie vom technischen Bereich. Darin enthalten sind auch die Beschreibung des äusseren, für alle sichtbaren Aufbaus sowie des Getriebes. Von diesem abgeleitet sind die «Planetengötter und Wochentage», die Anzeigen am Astrolabium im Detail und die Umlaufwerte im Vergleich mit der Natur. Auf einzelne Themen sei im Folgenden eingegangen; man erwarte jedoch keine «Zusammenfassung» im herkömmlichen Sinn. Dazu ist das reich illustrierte Werk zu komplex.

Die Erklärung, was ein Astrolabium ist, verknüpft der Autor geschickt mit der Geschichte der Zeitmessung, die nicht etwa der heutigen, nämlich der Einteilung des Tages in Stunden, entsprach, sondern derjenigen der Astronomen, die «mit Modellen die Schöpfung des Universums nachzubilden» versuchten. Eine «Stunde» im Sommer dauerte demnach länger als eine solche im Winter. Die Erde stand im Mittelpunkt, und um sie kreisten Sonne, Mond, Planeten und Fixsterne. Die Bewegungen der Himmelskörper in einem Modell nachzubilden, war eine unglaubliche geistige Leistung über Generationen mit immer besser werdenden Erfahrungswerten, bis es Archimedes (287–212 v. Chr.) als vermutlich Erstem gelang, «mittels eines Räderwerks aus verschie-

denen Zahnrädern seine Himmelsgloben möglichst genau nach den Gesetzen der Gestirne in Bewegung zu setzen». Dass die Räder und Ringe in genau angepassten Radien mit je einer bestimmten Anzahl Zähne angefertigt sind, sei hier am Rande vermerkt. Das Astrolabium ist also ein scheibenförmiges, astronomisches Instrument, mit dem der sich drehende Himmel nachgebildet werden kann. Auf einer festen Scheibe, dem Tympanon, sind der Horizont und die Kreise des horizontalen Koordinatensystems abgebildet. Darüber liegt die sogenannte Rete, eine drehbare Scheibe oder ein Ring mit dem Tierkreis.

Eine exakte Messung erforderte einen absolut regelmässigen Antrieb für die Räder, die kontrolliert langsam laufen müssen. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurde die sogenannte mechanische Hemmung erfunden, die mit Pendel und Gewichtsteinen eine solche Messung ermöglichte. So kam bei den späteren astronomischen Monumentaluhren die «Darstellung der Gestirne und ihrer kosmischen Bewegungen auf einem Zifferblatt [...] einem mechanischen, ewigen Kalender gleich, der [...] die wahren kalendarischen Indikationen anzeigte».

Recht akribisch zeichnet der Verfasser die geometrischen Grundlagen auf, die zur Gestaltung eines Astrolabiums erforderlich sind. Es handelt sich dabei um die sogenannte stereometrische Projektion, die Abbildung einer Kugelfläche, deren Projektionszentrum auf der Kugeloberfläche steht. Im Fall des Berner Astrolabiums ist es der Nordpol im Winkel zur Bildebene. Diese liegt auf der Höhe des Äquators, der perspektivisch als ein «Ring» dargestellt ist. Weitere «Ringe» sind der nördliche und der südliche Wendekreis. Die ganze Erklärung, aber auch die Würdigung des Astrolabiums, beruht auf der präzisen Beschreibung dieser Projektion, untermalt mit exakten Konstruktionen. Auf dieser Grundlage kann der Autor nun die Bewegungen des Astrolabiums in der nötigen Detaildichte darstellen. Mit dem Vergleich des Berner Astrolabiums mit den bekannten Monumentaluhren in Europa, etwa mit denjenigen von Prag und Strassburg, gelingt Markus Marti das, was schon lange fällig ist: die Würdigung des Astrolabiums am Zytglogge als eines Kulturguts von europäischer Bedeutung!

Walter Gfeller, Herzogenbuchsee

Straub, Jan: Die Heiliggeistkirche und das Burgerspital in Bern. (Schweizerische Kunstführer, Nr. 1001/1002). Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte 2017. 64 S.

In der Reihe *Schweizerische Kunstführer* liegt seit gut einem Jahr ein Heft vor, das die beiden barocken Monumentalbauten am Bahnhofplatz Bern, die Heiliggeistkirche und das Burgerspital, in neuem Licht erscheinen lässt. Das besondere Verdienst des Büchleins ist es, den engen Zusammenhang der beiden Bauten, die einst im Heiliggeistspital vereinigt waren, herauszuarbeiten. So beginnt der Kunstführer mit dem einstigen Spital zum Heiligen Geist, in dem der Sakralraum und der Lebensraum für die dort untergebrachten Randständigen eine funktionale und ideelle Einheit bildeten. In einem kurzen Abriss schlägt der Kunsthistoriker Jan Straub den Bogen von der ersten Erwähnung eines Spitalklosters der Brüder des Ordens vom Heiligen Geist 1228 über die Kommunalisierung des Spitals bis zu den Veränderungen durch die Reformation. Besonders hilfreich sind die Abbildungen mit Erläuterungen zu den verwirrenden Ortsverschiebungen des alten Spitals und die zusammenfassenden Kastentexte, die das Spitalwesen des Mittelalters und der frühen Neuzeit gut erfassen.

Das zweite, ausführlichste Kapitel beschäftigt sich mit der Heiliggeistkirche. Dennoch bleibt die Geschichte des Spitals auch hier spürbar. So schreibt Straub: «Der heutige Bau ist als Spitalkirche untrennbar mit der Entstehung des Burgerspitals verbunden – ein steingewordener Etappenschritt in einem ausserordentlich verwickelten Planungsverlauf.» Die Planung beschäftigte die Obrigkeit ab 1715 während Jahren und macht deutlich, wie markant das Repräsentationsbedürfnis des mächtigen Stadtstaats am Umbruch zu einer neuen Zeit war. So entschied sich der Rat für einen im Laufe des Projekts immer exquisiteren Neubau. Da die Planung des Spitals jedoch stockte, wurde ab 1725 nur der Bau der Kirche am alten Standort des Spitals vorangetrieben.

Straub vermag eindrücklich zu zeigen, wie an der Stelle der einstigen Armenkirche ein «ostentativ prächtiger Bau» mit monumentalen Kolossalsäulen, Riesenfenstern und zwei Schaufassaden errichtet wurde. Dies ist umso erstaunlicher, als dass der barocke Prunkbau diametral zur reformierten Tradition der Zurückhaltung steht. Zudem zeigen die Fotografien und gezeichneten Rekonstruktionen die räumliche Enge, in die der Neubau gestellt wurde. Die Kirche konnte, eingeklemmt zwischen Christoffelturm und Stadtmauer, kaum ihre Wirkung zeigen. Dennoch sparte die Bauherrschaft an nichts und entschied sich meist für die teurere Ausführung. Interessant sind die Hinweise auf die Inspirationen für das Bauwerk, dessen Hauptmerkmale die Monumentalität und der oktogonale Kernraum im Inneren sind und die auf die Verwandtschaft mit den calvi-

nischen Predigttempeln im französischen Sprachraum und auf die grossen Übereinstimmungen des Baus mit preussisch-hugenottischen Kirchen in Ostpreussen verweisen. Die Heiliggeistkirche gehört damit «zu den aufwendigsten und eigenständigsten Ausformungen einer calvinistisch geprägten Predigthalle» und bleibt für die nüchtern eingestellte reformierte Schweiz einzigartig.

Das Burgerspital – einst in funktionaler Einheit mit der Heiliggeistkirche – gilt bis heute als der «wichtigste Hospitalbau der alten Eidgenossenschaft». Seine Planungsgeschichte gleicht allerdings einer Zangengeburt. Zunächst stand 1715 der Entscheid, das städtische Gesundheitswesen zu reorganisieren und das marode Obere Spital (am Standort der heutigen Heiliggeistkirche) mit dem Unteren Spital (im ehemaligen Predigerkloster) zusammenzulegen. Zu diesem Zweck wurden die Insassen des Oberen Spitals in das Untere Spital verlegt – der Abriss des alten Spitals gab Raum für den Bau der neuen Kirche. Nun schob sich allerdings die noch dringlichere Erneuerung des medizinischen Zentrums, des Inselspitals, am Standort des heutigen Bundeshauses Ost dazwischen. So lagen erst 1723 erste Pläne für einen Bau neben der Heiliggeistkirche vor. Die bereits zwischen Stadtmauer und Christoffelturm eingezwängte Kirche liess aber kaum Raum für ein neues Bauprojekt. Erst der externe Blick des Architekten und Ingenieurs Joseph Abeille, der während des Planungsprozesses beigezogen wurde, erkannte neue Möglichkeiten und schlug einen Bau «zwischen den Toren» vor. Der Plan, das neue Spital zwischen dem barocken Schanzenring und der Stadtmauer zu bauen, wird 1734 zur Ausführung bestimmt. Nun entstand ein feudales Armenhaus. Zwar blieb die Institution eine staatlich kontrollierte Kombination aus Armenhaus, Altersheim und Durchgangsstätte für Bettler sowie eine Korrektionsanstalt für sozial unliebsame Elemente – dies jedoch innerhalb einer fürstlichen Anlage. Straub gibt gute Einblicke in die Funktion des palastartigen Komplexes, der, 1742 eingeweiht, die Revolutionswirren weitgehend unbeschadet überstand und 1803 als Burgerspital ganz der Burgerschaft von Bern zugesprochen wurde. Immer wieder gelingen treffende Umschreibungen, beispielsweise die Beschreibung der Mischung von Fürsorge und Selbstdarstellung, die sich im Bau des Burgerspitals manifestiert. Wenig beachtet bleiben die Elemente der Schichtung der Klassen innerhalb der Burgergemeinde, die sich in der Architektur spiegelt. So wird zwar der rekonstruierte Prunksalon – das Direktionszimmer – beschrieben, nicht aber erläutert, weshalb es in einem Spital- und Armenhaus eines solch repräsentativen Raumes bedurfte. Auch werden die grossen Umbauarbeiten am Burgerspital kaum thematisiert, und der immer wieder umstrittene Standort, der den Bau des Bahnhofs und die Führung der Geleise zentral störte und den Bahnhof Bern bis heute prägt, bleibt unerwähnt.

Die gute Lesbarkeit des Büchleins verdankt sich der flüssigen Sprache des Autors, der vielen ergänzenden Zusatzinformationen in Kästen und der zahlreichen Abbildungen, die den Text illustrieren. Ein ausführliches Glossar im Anhang hilft Architekturlaien beim Entschlüsseln komplexer Gebäudebeschreibungen.

Arlette Schnyder, Basel

Thut, Walter: Merz & Benteli. Mit Leuchten, Kleben und Dichten Geschichte gemacht.
(Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Bd. 111). Zürich: Verein für wirtschaftshistorische Studien 2018. 104 S.

Endlich kommen wieder einmal Berner zum Zug, möchte man sagen. Sie sind dünn gesät in der vom Verein für wirtschaftshistorische Studien (Zürich) herausgegebenen Reihe *Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik*. Den neusten über die Pionierfamilien Merz und Benteli mitgezählt, sind bisher nur sechs Bände erschienen: über die Hasler, Eduard Will, Johann Ulrich Aebi, die Wander sowie die Wifag-Leute Carl Winkler, Otto und Ursula Wirz. Auch unter den 100 Persönlichkeiten der Berner Geschichte, welche die Website des Historischen Vereins Bern auflistet, befinden sich nur neun Wirtschaftspioniere und -persönlichkeiten (Camille Bloch, Gottfried Egger, Walter Gerber, Johann Friedrich Gugelmann, Gustav Adolf Hasler, Nicolas Hayek, Hermann Kümmerly, Theodor Tobler und Georg Wander). Fazit: Die Reihe *Pioniere* ist stark zürichlastig, und die Liste des Historischen Vereins versammelt zu einem grossen Teil Personen aus dem Ancien Régime. Umso erfreulicher ist der gelungene Band von Walter Thut.

Wer den Namen Benteli hört oder liest, denkt zuerst an den bekannten Kunstverlag, der 1902 durch Ludwig Wilhelm Albert Benteli (1867–1944) in Bern gegründet wurde. Benteli war Theologe und wirkte als Pfarrer in Solothurn, bevor er Leiter der Verlagsabteilung im Warenhaus seines Schwiegervaters Wilhelm Kaiser wurde. 1895 stieg er ins Druckereigewerbe ein, er übernahm 1897 die Druckerei Collin, die er 1906 in einen Neubau auf dem Areal des Neuen Schlosses Bümpliz verlegte, das er 1903 als Familienwohnsitz erworben hatte.

Wer den Markennamen Cementit hört, denkt an den populärsten Klebstoff der letzten 90 Jahre. Er bringt ihn allerdings weder mit der Familie Benteli noch mit Bümpliz in Verbindung. Doch die Verbindung besteht. Der Sohn des Verlagsgründers, Wilhelm Albert Benteli (1893–1955), drittes von fünf Kindern, gründete am 9. Oktober 1918 zusammen mit seinem Studienkollegen Jakob Walter Merz (1893–1966) die Kollektivgesellschaft Chemisches Laboratorium in Bern Bümpliz (ab 1942 Aktiengesellschaft

unter dem Namen Merz & Benteli AG) zur Herstellung lumineszierender Farbe für die Uhrenindustrie mit radioaktiven Materialien.

Anregt zu diesem «Spin-off» wurden die beiden durch ihren Professor Volkmar Kohlschütter, der seit 1909 an der Berner Universität Chemie lehrte. Bei ihm doktorierte Walter Merz 1922 über das Thema Radium und dessen Verwendung als Leuchtmittel (Photo- und Radiolumineszenzerscheinungen beim Zinksulfid. Bern 1922). Produktionsort der Leuchtfarben war das Tiefparterre des Neuen Schlosses in Bümpliz, in dem die beiden schon während ihrer Studienzeit ein Refugium für ihre Tüfteleien eingerichtet hatten. Die Gründung der Firma erfolgte übrigens ohne nennenswertes Kapital, und zusammengehalten wurde sie auch durch eine familiäre Verbindung: Walter Merz heiratete Bentelis Schwester Dora.

Die Uhrenindustrie war an Leuchtfarben interessiert, um Zeiger und Zifferblätter in der Dunkelheit lesbar zu machen. Bald gehörten Longines, Omega und Zenith zu den Kunden der Jungfirma. Die Firma wuchs und brauchte mehr Produktionsraum, der erst im Gartenhaus und im Waschhaus des Neuen Schlosses, 1936 dann in einem neuen Laborbau geschaffen wurde. Das hing auch mit dem zweiten Standbein der Firma zusammen, dem Klebstoff Cementit, der 1932 auf den Markt gebracht wurde. Eigentlich als ergänzendes Produkt für die Uhrenindustrie gedacht, wurde Cementit bald zum wichtigsten Handelsprodukt der Firma und in den 1960er-Jahren zu deren Glücksfall und Retter. Nach dem Durchbruch der atomaren Energietechnik war Schluss mit dem lockeren Umgang mit radioaktiven Substanzen, dem auch Albert Benteli zum Opfer fiel. Er starb mit 62 Jahren an den Folgen jahrelanger radioaktiver Verstrahlung.

Zum Cementit (der heute nur noch ein Prozent des Umsatzes ausmacht und in Dänemark hergestellt wird) gesellten sich 1958 die ersten Zwei-Komponenten-Polysulfid-Dichtstoffe für Industrie und Baubranche unter der Marke Gomastit. 1969 ergänzten Ein-Komponenten-Polysulfid- und Silikon-Dichtstoffe das Bausortiment. Die Ein-Komponenten-Technologie ersparte den Mischvorgang und verbesserte die Anwendungssicherheit markant. 1986 verarbeitete die Firma die ersten Silan-modifizierten Polymere in Europa. Diese Dicht- und Klebstoffe hafteten fortan ohne Haftvermittler. Mit ihnen wurden die Deckfugen des Dampfschiffs Blümlisalp, die Fugen der Staumauer des Kraftwerks Sernf im Glarnerland, die Glasdecke in der Lobby des Hotels Bellevue oder die Fassade des Wankdorf-Stadions abgedichtet.

Für die Produktion dieser Bauhilfsstoffe wurde 1974 ein neues Werk in Niederwangen erstellt, in dem rund 100 Personen arbeiten. Das Unternehmen gehört zu etwa zwei Dritteln den Erben von Walter Merz und zu einem Drittel einem japanischen Unternehmen. Es erzielte 2017 einen Umsatz von 43 Millionen Franken und einen Betriebsgewinn von 4 Millionen Franken. Und die Entwicklung geht weiter: So wurde ein

Dichtstoff entwickelt, der mehrheitlich aus nachwachsenden Rohstoffen besteht, und für die Autoindustrie ein Leim, der besonders leicht ist und so hilft, Schrauben und damit Benzin zu sparen.

Alles in allem: eine beeindruckende Firmengeschichte, typisch für KMU und bemerkenswert wegen der Langlebigkeit dieser Zweifamilienfirma über vier Generationen dank Unternehmergeist, Kreativität, Innovation, Durchhaltewillen und auch einigen glücklichen Zufällen. Das Unternehmen erbrachte zahlreiche Pionierleistungen beim Umsetzen von Forschungsergebnissen in die industrielle Praxis.

Walter Thut versteht es, diese Firmengeschichte und die in ihr enthaltenen Biografien der beiden Gründer spannend, präzis, gut gegliedert und schlüssig darzustellen. Komplizierte technische Abläufe werden anschaulich und auch für Laien nachvollziehbar präsentiert, ebenso Erläuterungen zu chemischen Aspekten der Produktion. Dafür standen ihm ein gutes Firmenarchiv und drei Familienarchive zur Verfügung. Hilfreich sind auch die übersichtlichen Stammbäume der beiden Gründerfamilien. Grosse Aufmerksamkeit wurde der Bebilderung geschenkt. Da finden sich Aufnahmen der Protagonisten, der Gebäude, Fotos zum Produktionsprozess und vor allem Reproduktionen von Plakaten und Werbematerial. Sehr hübsch: ein handgeschriebener Dankesbrief eines Walter Schmid. Dem Pechvogel war eine Skispitze gebrochen. Mit Cementit wurde der Schaden dauerhaft beseitigt.

Die Merz-&-Benteli-Geschichte ist natürlich auch ein wichtiger Teil der Schlossgeschichte und der Gemeindegeschichte von Bümpliz. Das wird in einer kurz gefassten Einleitung vorgestellt. Fazit: Die Lektüre lohnt sich sehr.

Christoph Zürcher, Bern